ISSN 0947-5435 E 12344

1/2019

SCHNELLER

MAGAZIN ÜBER CHRISTLICHES LEBEN IM NAHEN OSTEN

ZWISCHEN FASZINATION UND UNVERSTÄNDNIS

MIT WELCHER BRILLE SCHAUEN WIR AUF DEN NAHEN OSTEN?

EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

MIT WELCHER BRILLE SCHAUEN WIR AUF DEN NAHEN OSTEN

Sternenhimmel des Ostens 2
Besinnung

Weniger Schubladen, bitte! 4
Wieder gelesen: „Orientalismus“ von Edward Said

„Wir sind vom Westen vergessen“ 6
Über unterschiedliche Wahrnehmungen des Kriegs in Syrien

Befreiung von absolutistischem Gottesbild 9
Wenn junge Menschen Gott und die Welt hinterfragen

Wenn einer weiß, was der andere braucht… 12
Wenn Europäer ihr je eigenes Bild vom Orient verwirklichen wollen

Shitstorm statt Auseinandersetzung 14
Die Diskussion um den Nahostkonflikt steckt in einer Sackgasse

Keine offenen Debatten ohne Vertrauen 16
Hintergrundgespräche sind hilfreicher als der öffentliche Schlagabtausch

NACHRICHTEN AUS DER SCHNELLER-ARBEIT

„Sich einfach mal nach Deutschland beamen“ 18
Die drei Volontäre an der TSS in Amman berichten

„Mina Wörner aus Württemberg“ 22
Über eine bislang unbekannte Mitarbeiterin des Syrischen Waisenhauses

„Die EMS – eine internationale Organisation“ 24
Delegierte aus aller Welt treffen sich zur EMS-Vollversammlung

Ein Marathon, der erst begonnen hat 26
Rima Nasrallah wird als dritte Frau im Nahen Osten ordiniert

Medien 28

Leserbriefe 31

Impressum 33

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Der Nahe Osten ist faszinierend." Vermutlich werden mir viele von Ihnen bei diesem Satz zustimmen. Doch welche Bilder haben wir im Kopf, wenn wir über den Nahen Osten reden und versuchen, die Vorgänge in der Region zu erklären? Stimmen diese Bilder mit der Wirklichkeit überein? Oder projizieren wir eventuell etwas, das mit der Realität der Menschen vor Ort nicht viel zu tun hat?

In dieser Ausgabe wollen wir solchen Fragen nachgehen. Als Ausgangspunkt bietet sich Edward Saids Klassiker „Orientalism" an, den ich für Sie neu gelesen habe. Wie unrealistisch manche Erwartungen sind, die manchmal an Bildungseinrichtungen im Nahen Osten herangetragen werden, beschreibt Uwe Gräbe. Und Gerhard Arnold zeigt, wie unterschiedlich die Sicht auf den Syrienkrieg sein kann. Auf die Folgen der digitalen Revolution im Nahen Osten geht Simon Jacob ein und rückt damit ein bisher vernachlässigtes Thema in den Fokus. Bei der Frage nach den jeweiligen Bildern darf ein großes Thema nicht fehlen: der Israel-Palästina-Konflikt. Über den zu reden, wird immer schwieriger. Uwe Gräbe und ich tun es trotzdem. Deswegen haben wir dazu jeweils einen Text geschrieben. Gerade weil wir unterschiedliche Meinungen vertreten, ergänzen sich diese Texte. Kein Thema hat nur eine Facette.

Auch die drei Freiwilligen an der Theodor-Schneller-Schule in Amman haben zu dieser Ausgabe beigetragen. Sie berichten davon, wie es ist, sich in einer fremden Gesellschaft zurechtzufinden. Wir freuen uns außerdem, dass Jakob Eisler in diesem Heft einen weiteren Mosaikstein aus der Schneller-Geschichte ans Licht holt. Er erzählt die Geschichte von Mina Wörner, die einst Köchin im Syrischen Waisenhaus war. Und schließlich berichtet Gabriele Mayer von der Ordination von Rima Nasrallah, die jetzt die dritte Pfarrerin im Nahen Osten ist.

Wir hoffen, dass wir Ihnen mit diesem Heft eine anregende Lektüre vorlegen können. Über Ihre Rückmeldungen freuen wir uns. Sie helfen uns, unseren Blick auf den Nahen Osten weiter zu schärfen.

Im Namen des Redaktionsteams grüße ich Sie herzlich

Ihre

Katja Dorothea Buck

STERNENHIMMEL DES OSTENS

„Da Jesus geboren war zu Bethlehem in Judäa zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenland nach Jerusalem und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, ihn anzubeten."

Mit einer altvertrauten Geschichte beginnt Epiphanias. Seit Jahrhunderten haben sich mit den „Königen aus dem Morgenland" fröhliche Bräuche verbunden. Kinder verkleiden sich so, wie sie sich Menschen aus dem Orient vorstellen. Von Tür zu Tür laufen sie munter „Rummelpott" wie es bei uns im Norden heißt. Man schenkt ihnen Süßigkeiten, manchmal ein wenig Geld für einen guten Zweck. Im Süden sind es die Sternsinger, die von Haus zu Haus ziehen. Sie schreiben mit Kreide „C+M+B" an die Haustüren: „Christus Mansionem Benedicat" – Christus segne dieses Haus. Natürlich meinen die meisten Menschen, die Buchstaben „C+M+B" stünden für Caspar, Melchior und Balthasar, Namen, die die westlichen Christen den Männern aus dem Osten gegeben haben. Insgesamt ist die Atmosphäre geprägt von Fröhlichkeit, Segen, Exotik. Es ist ein schöner Brauch. – Aber weit entfernt von der Erzählung aus dem Neuen Testament und weit entfernt von damaliger wie heutiger Realität. Ja, vielleicht ist es sogar das „Weit Entfernt", das das westliche Hören der Erzählung des Matthäus bestimmt.

Kommen wir näher an die Realität? Wer sich mit dem Text beschäftigt, erfährt, dass die Männer aus dem Osten Magier sind, nicht etwa Könige. Sie könnten Sterndeuter sein. Der Begriff könnte aber auch Angehörige der zoroastrischen Priesterkaste meinen. Die Religion des Zarathustra entstand im ersten Jahrtausend vor Christus im heutigen Iran. Ihre Kennzeichen sind Universalismus, Monotheismus und eine hohe Ethik. Bis heute hat der Zoroastrismus Anhänger im Nordirak und im Iran, wo sie streng verfolgt werden. Auch die Erzählung des Matthäus ist begleitet von einem grausigen Unterton, dem mörderischen Ansinnen des Herodes nämlich. Es führt zu einem Kindermord, der dem des Pharao in Ägypten in nichts nachsteht. Verfolgung, Gewalt und Mord sind der Kontext, in dem der König der Liebe, der Versöhnung, des Friedens von Männern aus dem Osten angebetet wird. Damals, aber oft auch heute.

Ein zweiter Gesichtspunkt: Wenn wir dem Hinweis auf die uralte Religion des Zarathustra nachgehen, stoßen wir auf viele weitere Religionen, die seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden im Mittleren Osten beheimatet sind: Die jüdische Gemeinde im Irak ist die älteste im Orient; Assyrer, Aramäer, Chaldäer, Armenier und Kopten gehören zu den ersten Völkern, die den christlichen Glauben annahmen. Mandäer und Bahai, Eziden, Alawiten und Aleviten, Shabak, Drusen, Samaritaner, Karäer, Zoroastrier und natürlich sunnitische und schiitische Muslime prägen das Gesicht einer vielfältigen Kultur. Der Mittlere Osten ist reich, kreativ, geistig fruchtbar, auch wenn dieser Schatz seiner Kultur heute so bedroht ist wie selten zuvor. Doch gerade deshalb sollte die Welt zwischen dem Iran und Nordafrika nicht wie eine arabisch-islamische Monokultur betrachtet werden. Sie ist es nicht!

Und drittens: Unsere älteren Brüder und Schwestern in den orientalischen Kirchen haben ihr eigenes Verständnis vom

christlichen Glauben, bedeutungsvolle Liturgien und Traditionen entwickelt. Sie könnten den westlichen Blick auf die Bibel, Jesus Christus, die christliche „Mission“ neu beleuchten. Der Stern, der die Magier nach Bethlehem führte, könnte ein neues Licht auf unser westliches Christentum werfen. So sind beispielsweise in der Assyrischen Kirche des Ostens die Namen von zwölf Magiern aus dem „Morgenland“ bekannt. Zwölf Magier, zwölf Jünger, zwölf Stämme – eine sehr biblische Lesart von Matthäus 2.

Und zuletzt: Heute kommen Menschen aus dem Osten zu uns – meistens aus dem Iran – die wie Abraham und Sara alle Verbindungen hinter sich abgeschnitten haben. Warum sie aufgebrochen sind, wissen wir nicht. Doch zumindest manche von ihnen wirken so, als hätten sie einen Stern gesehen, dem sie nun folgen. Sie kennen kein Glaubensbekenntnis, können keine Bibelstellen auswendig, sprechen kein Tischgebet. „Der Eindruck einer identitätsprägenden Hinwendung zum Christentum konnte nicht gewonnen werden“, urteilt das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in immer mehr Fällen. Die christliche Kirche sollte sie nicht alleine lassen, sondern sich ihrer noch mehr annehmen.

Hanna Lehming ist Pastorin und Referentin für den Mittleren Osten im Zentrum für Mission und Ökumene der Nordkirche in Hamburg.

Foto: José Luiz/Wikimedia

„Die drei Sterndeuter“, Mosaik in der Kirche Sant’Apollinare Nuovo in Ravenna

WENIGER SCHUBLADEN, BITTE!

Wieder gelesen: „Orientalismus“ von Edward Said

Mit welchem Blick schauen wir auf den Nahen Osten? Wie erklären wir uns, was in Ländern wie Ägypten oder Syrien passiert? Angesichts der vielen Missverständnisse zwischen dem, was gerne Orient und Okzident genannt wird, ist Selbstreflexion angesagt. Edward Said hat dazu schon vor 40 Jahren eingeladen.

Für kaum eine Region gibt es so viele Experten wie für den Nahen Osten. So plausibel ihre Erklärungen sind, so unterschiedlich sind sie. Die Politik wiederum trifft Entscheidungen, die keiner nachvollziehen kann. Das ist das Fundament für Sätze wie folgenden: „Der Nahe Osten ist so kompliziert; den kann man nicht verstehen.“ An dieser Stelle könnte man sich ausklinken und den Nahen Osten den Experten und Politikern überlassen. Oder man holt einen Klassiker aus dem Regal und liest „Orientalism“ von Edward Said (1935-2003) noch einmal.

Mit diesem 1978 erschienenen Buch hat der US-amerikanische Literaturtheoretiker mit palästinensisch-christlichen Wurzeln weltweit für Diskussionen gesorgt. In seinem Werk untersucht Said, welches Bild europäische Akademiker („Orientalisten“) im 19. und 20. Jahrhundert von ihrem Forschungsobjekt, dem Orient, hatten. Er zeigt auf, wie sehr dieses Bild von Kolonialismus und Islamfeindlichkeit geprägt war. Mit „Orientalismus“ bezeichnet er den eurozentrischen, westlichen Blick auf die Gesellschaften in der arabischen Welt als einen „Stil der Herrschaft, Umstrukturierung und des Autoritätsbesitzes über den Orient“. Dieses Denken sei beherrscht von einem Überlegenheitsgefühl gegenüber dem Orient und sei ein Teil der modernen politischen und intellektuellen Kultur unserer Gegenwart. Der „aufgeklärte Westen“ werde dabei dem „mysteriösen Orient“ gegenübergestellt. Durch dieses Konstrukt verwehre der Westen dem Orient, sich selbst zu repräsentieren, wodurch ein wahres Verständnis der Kulturen verhindert werde.

Foto: Wikimedia Commons

Ein klassisches Orient-Klischee, das mit der Wirklichkeit herzlich wenig zu tun hat: „Pool im Harem“, Gemälde des französischen Künstlers Jean-Léon Gérôme (1824-1904)

Mit dem Verständnis dessen, was im Nahen Osten vor sich geht, sind wir heute nicht unbedingt weiter. Deswegen sei die Frage erlaubt, ob dieses Unverständnis tatsächlich nur in den aktuellen Dynamiken begründet liegt, welche die Region so schnell verändern, so dass alles so unübersichtlich wird. Oder sollten wir vielleicht auch einmal unsere Brille überprüfen, durch die wir den Nahen Osten betrachten?

Als 2011 die Arabellion von Tunesien auf Ägypten schwappte, wähnten europäische Medien und Experten die Menschen am Nil schon auf dem Weg zur Demokratie. Wie gerne hätte man dort den Traum einer friedlichen Revolution realisiert gesehen. Doch in einer rasant wachsenden Gesellschaft, in der 40 Prozent der Erwachsenen Analphabeten sind und ein Viertel der Bevölkerung in extremer Armut lebt, braucht es mehr als ein paar Demonstrationen auf dem Tahrirplatz, um Raum für Demokratie zu schaffen. Die Muslimbrüder, die nichts zur Revolution beigetragen hatten, gewannen die ersten freien Wahlen. Und als die zweite Revolution mit Schützenhilfe des Militärs sie kurzerhand wieder absetzte, wandten sich die westlichen Demokratieexperten enttäuscht vom vermeintlichen Musterbeispiel für Transitionsprozesse ab. Ägypten passte nicht in die demokratietheoretischen Erklärungsmuster des Westens.

In Syrien lief es ähnlich. Ursprünglich gingen die Menschen auf die Straße und forderten Freiheit und Würde. Der Westen übersetzte dies mit Demokratie. Damals warnten syrische Christen schon vor der Gefahr, dass islamistische Gruppen ein Machtvakuum ausnutzen könnten. Der Westen quittierte dies mit einem Lächeln: Wer dies behaupte, sei der Assad'schen Propaganda auf den Leim gegangen, die mit dem Schreckgespenst Dschihadismus schon immer echte Reformen abgeblockt hatte. Es hat lange gedauert, bis man auch im westlichen Diskurs unter der unscharfen Bezeichnung „Rebellen" nicht nur die Assad-Opposition, sondern auch die vom Ausland finanzierten Dschihadisten sehen konnte.

Und was ist mit den Menschenrechten? Die werden sowohl in Ägypten als auch in Syrien stärker denn je mit Füßen getreten. Von einem gut geheizten Büro im friedlichen Europa lässt sich leicht die Einhaltung der Menschenrechte im Nahen Osten fordern. Genauso leicht lassen sich Prioritäten formulieren, was zuerst passieren muss, damit sich die Gesellschaften im Nahen Osten demokratisieren. Doch damit packen wir die Region und die dort lebenden Menschen – wie einst die Orientalisten – in eine Schublade. Wir maßen uns an, für sie sprechen zu können. Wir erlauben uns, ihnen zu erklären, wie es „richtig" laufen müsste.

Für ein echtes Verständnis der Kulturen bräuchte es wohl mehr Experten, die zuhören und ihr Weltbild in Frage stellen können. Es bleibt ihnen zu wünschen, dass sie auf einheimische Gesprächspartner stoßen, die ihnen nicht gleich von vornherein sagen: „Der Nahe Osten ist so kompliziert. Den kann man von außen gar nicht verstehen."

Katja Dorothea Buck

„WIR SIND VOM WESTEN VERGESSEN“

Über unterschiedliche Wahrnehmungen des Kriegs in Syrien

Die Christen und ihre Kirchenführer in Syrien blicken inzwischen auf acht Jahre Krieg in ihrem Land zurück, auf unsägliches Leid, eine halbe Million Tote und auf Millionen von Vertriebenen sowie ins Ausland Geflüchteten. Zu all dem Leid kommt ein weiterer großer Kummer hinzu: Sie fühlen sich von ihren Glaubensgeschwistern im Westen vergessen, verlassen, missverstanden und verkauft. Ein harter Vorwurf! Doch was das Vergessen angeht, trifft er leider zu.

Die deutsche Öffentlichkeit und nachfolgend die Medien interessieren sich für die Christen im Nahen und Mittleren Osten nur wenig. Den kirchlichen Medien und speziellen kirchlichen Infodiensten kann man diesen Vorwurf nicht machen. Deren Reichweite ist aber gering. Anders sieht es bei den Vorwürfen aus, westliche kirchliche Kreise hätten keine Ahnung von den tatsächlichen Verhältnissen in Syrien und sie würden höchst einseitig urteilen. Behandeln wir diese Thematik anhand von vier Fragen.

1. Die syrischen Christen und Assad

Zum wiederholten Male in den letzten Jahren haben deutsche Medien den syrischen Kirchenführern vorgeworfen, Assad-Anhänger zu sein, ohne einen Blick für die schlimmen Verbrechen dieses Alleinherrschers zu haben. Stimmt das? Die Grundüberzeugung aller Kirchenführer und der meisten Christen im Land lautet: ‚Wenn das Assad-Regime unter den Schlägen der Jihadisten zusammenbrechen sollte, wäre das schnelle Ende des syrischen Christentums gekommen.‘ Diese Behauptung ist leider wahr. Das religionstolerante Baath-System in Syrien funktioniert einigermaßen und die Kirchen profitieren seit Jahrzehnten davon. Sie brauchen Assad um ihres Überlebens willen. Das heißt aber noch lange nicht, dass sie ihn lieben. Der chaldäisch-katholische Bischof von Aleppo, Antoine Audo, sagte Ende September 2015, ohne danach von der Geheimpolizei abgeholt worden zu sein: „Ich respektiere den Standpunkt der Europäer, die sagen, Assad ist ein Diktator und Mörder.“ Aber Assad werde für eine gewisse Zeit für eine politische Übergangslösung gebraucht. Auch diese Stimme verdient Gehör.

2. Die Schuld am Syrienkrieg

Wer schon Gelegenheit hatte, mit syrischen Flüchtlingen bei uns zu sprechen, der wird die Unterdrückungserfahrungen aus ihrem Mund, ihr Leiden unter den zu Tode gefolterten Brüdern oder Cousins nicht so schnell vergessen. Mit dem Massenschlächter Assad könne es keine Zukunft für Syrien geben, meinen sie einhellig. Doch die meisten Kirchenführer in Syrien sehen das anders. Der syrisch-katholische Patriarch Youssef III. Younan sagte Ende 2017: „Westliche Politiker im Bündnis mit Ländern der Region, die als die undemokratischsten und rückwärtsgewandtesten bekannt sind [gemeint ist Saudi-Arabien] haben religiöse Konflikte anhaltend befeuert und Terrorbanden im Namen Allahs finanziert.“ Der Vorwurf in einem Satz: ‚Der Westen ist schuld an der syrischen Katastrophe.‘ Häufig wird auch behauptet, die USA seien nur am syrischen Erdöl und Erdgas interessiert. Eine absurde Idee.

3. Kritiklose Bewunderung der syrischen und russischen Kriegführung

Am 30. September 2015 begann die russische Luftwaffe mit massiven Bombardements auf Stellungen diverser Rebellengruppen, um den Vormarsch der Kampfverbände des sogenannten Islamischen Staates aufzuhalten und ihn dann zurückzuschlagen. Das Lob der meisten syrischen Kirchenführer war einhellig. Bei der Schlacht um Aleppo vom Sommer bis zum 13. Dezember 2016 kamen etwa 30.000 Menschen ums Leben. Doch die syrischen Oberhirten klagten meist nur über das Leiden der Christen in West-Aleppo, die in der Tat von den Jihadisten aus Ost-Aleppo gnadenlos beschossen wurden; sie hatten keinen Blick für die dortigen Zerstörungen durch die syrische und russische Luftwaffe, keinen Blick für das Aushungern der rund 300.000 Bewohner dort. Und die westlichen Luftoperationen gegen die IS-Verbände über Syrien lehnten sie einhellig ab.

4. Die Schlacht um die Ost-Ghouta

Von Januar bis April 2018 tobte die Endschlacht um jenes Rebellengebiet, das am nordöstlichen Stadtrand von Damaskus begann. Sie soll im genannten Zeitraum etwa 1.600 Tote und weit über 5.000 Verletzte gefordert haben. Die westlichen Medien berichteten täglich und sehr breit über das Leiden der Belagerten und Dauerbombardierten. Gleichzeitig wurde aber die Osthälfte von Damaskus aus der Ost-Ghouta heraus manchmal täglich und

Aleppo 2018: Eine Kirche in einem Viertel, das hauptsächlich von Aleviten und Christen bewohnt war. Die Kirche lag lange unmittelbar an der Frontlinie.

massiv mit Mörsern beschossen. Fast alle Kirchen in der Altstadt bekamen Treffer ab, manchmal etliche und vermutlich sind mehrere dutzend Christen getötet und über hundert verletzt worden. Doch darüber gab es in deutschen Medien keinerlei Berichte, in Großbritannien und in den USA sehr wohl. Manche syrische Kirchenführer äußerten darüber bittere, aber allzu pauschale Kritik. Sie sahen sich in ihrem Dauereindruck der Geringschätzung durch westliche Christen und Medien wieder einmal bestätigt.

Diese vier thematischen Beispiele zeigen tiefgehende Unterschiede in den Wahrnehmungen der syrischen Tragödie und des kirchlichen Agierens dort und hier. Beide große Kirchen in Deutschland sind sich der erheblich differierenden Sichtweisen bewusst und reagieren deshalb seit Jahren darauf mit bewusster Schweigsamkeit. Man möchte nämlich die kirchlichen Kontakte nach Syrien nach Kräften aufrechterhalten, v.a. durch Besuche und humanitäre Hilfe. Aber die vielen für uns nicht nachvollziehbaren politischen Statements syrischer Kirchenführer erzeugen jedes Mal aufs Neue Ratlosigkeit.

Gerhard Arnold ist evangelischer Theologe und zeitgeschichtlicher Publizist mit dem Schwerpunkt Lage der Christen im Raum Naher und Mittlerer Osten.

Foto: Stefan Rammelt

Manche Kriegsschäden sind nur bei genauem Hinsehen zu erkennen. Die graue Schweißnaht über der Brust der Patriarchen-Statue in Homs zeugt von dem grenzenlosen Hass der Dschihadisten auf alles Christliche.

BEFREIUNG VON ABSOLUTISTISCHEM GOTTESBILD

Wenn junge Menschen Gott und die Welt hinterfragen

Ich bin Christ und 1978 in Südostanatolien auf die Welt gekommen. 1980 flüchteten meine Eltern aufgrund ethnischer Spannungen und religiöser Diskriminierung nach Deutschland. Seither sind fast vier Jahrzehnte vergangen und die Welt hat sich rasant verändert. Nicht nur für meine Eltern.

Meine Eltern sind gläubige Menschen. Sie gehören der Syrisch-Orthodoxen Kirche von Antiochien an. Für sie ist die Zeitspanne von ihrer Flucht nach Deutschland bis heute wie ein Quantensprung von mehreren Hundert Jahren: Raus aus einem Dorf, in dem es gerade erst Strom gab und wo der Fernseher als ein technisches Wunder galt, hinein in eine hochtechnisierte, digitalisierte und global vernetzte Welt. Die Kinder von damals sind heute Unternehmer, Ingenieure, Ärzte, Handwerker, Philosophen oder Künstler. Sie jetten um die Welt, machen Erfindungen und genießen die Freiheit einer säkularen, maximal freien Welt in vollen Zügen. Was Damals und Heute noch verbindet, was unsere Generation mit der unserer Eltern noch verbindet, ist – abgesehen von rudimentären Sprachkenntnissen und wunderbaren Kochkünsten – der christliche Glaube. Doch selbst vor diesem machen Digitalisierung und Globalisierung nicht Halt.

Meine Eltern wohnen ein Stockwerk über mir und gerne führen wir lange Gespräche. Ich merke, dass besonders mein Vater versucht, mir etwas zu sagen, etwas zu vermitteln, was von Ängsten und Sorgen geprägt ist. Oft sitzen wir am Küchentisch und er erzählt, wie es war in der Heimat, als er sich als ältester Sohn der Familie um die Schafherden kümmerte, wie er oft mehrere Tage allein bei Schnee und Regen im Gebirge verbrachte; wie er sich anhand von Zeitungsfetzen das Lesen und Schreiben beibrachte. Seine Augen werden trüb, wenn er weit weg in eine Welt eintaucht, die mir, meinen Geschwistern, meinen Mitmenschen so völlig fremd ist. Mein Vater untermalt all dies mit der Essenz seines Glaubens. Voller Ehrfurcht erzählt er, teils mit Zitaten aus der Bibel, über die Heiligen des Christentums und ihr Wirken.

„Hätte man uns damals erzählt, dass es im Hier und Jetzt so etwas wie Smartphones geben würde, hätte man den Überbringer der Nachricht für verrückt gehalten“, sagt mein Vater manchmal. Meine Mutter, ein Wesen voller Liebe zu den Kindern, zu den Menschen, zum Glauben, ergänzte einmal, dass sie die Technologie hinter einem Smartphone nicht verstehe, sie aber sehr wohl wisse, dass dieses das Tor zur Welt sei, zu einer anderen Welt.

Wie Recht sie doch damit hat! Meine Mutter und mein Vater wissen sehr genau, dass ihre Welt, die Art und Weise wie sie dachten, lebten, kommunizierten und ihren Glauben praktizierten, sich verändert. Ihnen war klar, dass mit Einzug neuer Kommunikationsmöglichkeiten sich vieles verändern würde. Und sie nahmen es hin. Doch die Welt um sie herum, ihre Kinder, wurden ihnen zunehmend fremder.

Würde man meine Eltern als gläubige Christen fragen, ob all diese Technologien die Welt nun besser oder schlechter gemacht haben, würden sie vermutlich

Homs 2016: Moschee und Kirche im Hamdiyeh-Stadtviertel in Homs waren gleichermaßen Ziel für Bomben und Granaten. Was wird die Zukunft der Stadt und ihren Menschen bringen?

nicht alles positiv finden. Sie sehen den Hass, die Wut, die Kälte zwischen den Menschen, die oft mit Ignoranz verbunden ist, sie sehen den Zeitmangel und den fehlenden menschlichen Kontakt. Das ist der Grund für ihre Sorge. Auch fehlt ihnen die Ordnung im System des Glaubens, der Religion, des Christseins. Ihre Art zu glauben, Spiritualität zu empfinden und der Lehre des Christentums zu folgen, ist immer noch an ein absolutistisches und zentristisches Gottesbild gebunden.

Im Christentum, so wie es meine Eltern kennen und es mir einst beigebracht wurde, ist Gott ein liebender Schöpfer, welcher aus Liebe zu seinen Geschöpfen seinen Sohn für uns geopfert hat und damit sich selbst. Aus dieser Opferbereitschaft heraus leiten wir, leite ich, mein christliches Tun ab, bestärkt im Glauben, dass alles Leben einen Wert hat und geliebt werden sollte. Bis hin zum Aspekt der Vergebung. Denn ohne Vergebung durchbrechen wir nicht die Spirale der Gewalt und Gegengewalt. Soweit so gut. Aber die Vorstellung eines absolutistischen Gottes, der an der Spitze der Befehlskette sitzt, der seine Macht auf den amtierenden irdischen Herrscher überträgt, welcher dann wiederum Kompetenzen an seine Institutionen weitergibt, bis hinunter zum einfachen Bürger und Gläubigen, der wiederum diese Macht nicht hinterfragen darf, dieses Gottesbild funktioniert nicht mehr.

Das Internet überschüttet uns mit seinen immensen Kommunikationstechnologien mit allerlei Informationen. Unkontrolliert und weit entfernt von der Fessel der Zensur, welche staatliche Institutionen in nichtdemokratischen Regionen ausüben, entwickelt eine junge Generation

einen immensen Drang nach Wissen – und stellt Fragen. Sie hinterfragt den Anspruch des Herrschers über alles zu herrschen und zweifelt auch an der institutionalisierten Kirche. Das vertieft nicht nur den Graben zwischen den Generationen, sondern auch im Verhältnis zu Gott.

Damit einhergehend stellt sich die Frage, wie wir Glauben weiterhin ausüben. Dies gilt für Okzident und Orient gleichermaßen. Facebook, Twitter und WhatsApp ermöglichen in Glaubensfragen mehr Diskurs, aber auch mehr Kritik. Da trifft zum Beispiel der Lutheraner auf den Orthodoxen und beide debattieren öffentlich und jedem zugänglich, ob es zum Beispiel weibliche Priester geben darf, oder warum Homosexualität für viele Denominationen eine große Hürde ist oder inwiefern die Verquickung zwischen Politik und Kirche, besonders in autokratisch geführten Ländern, von Bedeutung ist.

Bei vielen jungen Bewegungen im Islam ist das nicht anders. Auf meinen Reisen in den Nahen Osten habe ich oft erlebt, wie junge Muslime offen und frontal den Klerus kritisierten und den Herrschaftsanspruch des Klerus, gerade im Verhältnis zur Politik, infrage stellten. Manchmal musste ich regelrecht den Atem anhalten wie zum Beispiel im März 2018 in Kerbala, der heiligen Stadt der irakischen Schiiten. Bei einer Sitzung mit einem hohen Geistlichen erhob sich ein junger Mann, der Neffe des anwesenden Sheikhs, und sagte demonstrativ in meine Kamera, dass er Atheist sei und den Klerus dafür tadele, keine Kritik an der Religion zuzulassen. „Als Bürger des Iraks habe ich die Freiheit, Kritik gegenüber der Politik und der Religion zu äußern“, sagte er.

Vielen jungen Menschen in der Region geht es so. Facebook und Co haben ihnen Freiheiten aufgezeigt, die eine funktionierende Demokratie zu bieten hat. Dadurch wird eine Distanz zwischen ihnen und ihrer Elterngeneration geschaffen. Auch im Glauben suchen sie nach neuen Wegen vielleicht auch mit der Begründung: „Wie lange sollen wir dem Althergebrachten noch folgen und uns gegenseitig umbringen: Schiiten gegen Sunniten, Muslime gegen Christen, der eine Stamm gegen den anderen Stamm…?!“ Die junge Generation ist sicherlich hochtechnisiert. Aber auch sie dürstet nach Spiritualität. Und das gilt für die jungen Menschen im Irak, in Syrien, in der Türkei und im Iran. Und es gilt auch für die Jugend im Westen.

Simon Jacob ist Vorsitzender des Zentralrats Orientalischer Christen in Deutschland (ZOCD) und Initiator des Projekts Peacemaker, in dessen Rahmen er zahlreiche Reisen in den Nahen Osten gemacht und darüber ein Buch geschrieben hat. (s. S. 30)

Foto: Oannes Consulting

Simon Jacob (rechts) mit Vater Josef vom syrisch-orthodoxen Kloster Mar Mattai in der irakischen Ninive-Ebene

WENN EINER WEISS, WAS DER ANDERE BRAUCHT…

Wenn Europäer ihr je eigenes Bild vom Orient verwirklichen wollen

Im Nahen Osten sehen sich Bildungseinrichtungen immer wieder mit großen Ideen ausländischer Geldgeber konfrontiert. Oft haben diese Ideen auch einen wahren Kern. Aber wie überall auf der Welt gilt: Der Kontext entscheidet. Und dieser Kontext ist im Nahen Osten naturgemäß ein anderer als in Deutschland.

Friseurhandwerk, Kosmetik und Gastgewerbe – ausgerechnet! Während der langen Leitungskrise an der Theodor-Schneller-Schule (TSS) hatten sich zahlreiche internationale Partner intensiv Gedanken gemacht über neue, zukunftsfähige Ausbildungsgänge. Von Spezialisierungen im Bereich der Digitalisierung war die Rede gewesen. Und auch die Idee wurde diskutiert, an der TSS die historische Steinmetzkunst wiederzubeleben. Diese wird schließlich notwendig sein, um die zerstörten Städte Syriens im Sinne des Denkmalschutzes wieder zu errichten. Unsere jordanischen Partner hörten sich all diese Ideen mit großer Freundlichkeit an – um schließlich die Ärmel hochzukrempeln, die bestehenden Werkstätten (Schreinerei, Metallwerkstatt und Kfz-Werkstatt) wiederzueröffnen und das Angebot um eingangs genannte, klassische Ausbildungsgänge zu erweitern. Von den Ratschlägen der europäischen Partner war nur wenig eingeflossen.

Interessierte und engagierte Besucherinnen und Besucher aus dem Ausland kommen gerne an eine der einst von europäischen Kirchenleuten gegründeten Bildungseinrichtungen im Nahen Osten. Und das ist erfreulich. Meistens sind sie

Foto: EMS/Martina Waiblinger

Anstatt auf gänzlich neue Ausbildungsgänge zu setzen, haben die Verantwortlichen an der TSS beschlossen, die bestehenden Werkstätten wiederzueröffnen.

dann „beeindruckt“. Doch schnell kommen auch Ratschläge, was alles besser gemacht werden könnte. Da schreibt einer im Anschluss an seinen Besuch eine Studie zur möglichen Weiterentwicklung des Internats, ein anderer befasst sich mit der Berufsausbildung. Eine Gruppe aus koreanischen, europäischen und jordanischen Teilnehmenden wiederum möchte die bedrängten Christen des Nahen Osten unterstützen. „Sie wissen schon: diese Muslime…“, raunt mir eine freundliche Dame beim Abendessen zu, ohne sich darüber bewusst zu sein, dass an den Schneller-Schulen ganz bewusst Muslime und Christen zusammen leben und lernen. Besagte Gruppe betet den ganzen Tag für die bedrängten Glaubensgeschwister; aus einem Obergeschoss sind verzückte Halleluja-Rufe zu vernehmen.

Kurz darauf erscheint eine kleine akademische Delegation, die sich über den Stand des christlich-muslimischen Dialogs kundig machen möchte. Unsere arabischen Partner geben sich wieder einmal als herausragende Gastgeber. „Selbstverständlich sprechen sich unsere christliche Religionslehrerin und der muslimische Religionslehrer regelmäßig miteinander ab“, schnappe ich eine Erläuterung auf. „Manchmal vertreten sie sogar einander.“ Die freundlichen Akademiker sind zufrieden.

Die Teamleiterin einer weiteren Gruppe findet es bewundernswert, wie viele syrische Flüchtlinge in Jordanien aufgenommen werden. Da müsse man doch einfach helfen. Deswegen kommen im Zweiwochenrhythmus Freiwillige ins Land, die dann für ein paar Tage in Flüchtlingslagern Hilfsgüter verteilen und Englischkurse oder Ballspiele anbieten. Im Anschluss können sie dann noch ein kurzes touristisches Programm in Jordanien machen. Bei den Flüchtlingen ist zu diesem Zeitpunkt schon die nächste Freiwilligengruppe. „Die Deutschen und Schweizer lieben es, mit Flüchtlingen zu arbeiten“, erklärt mir ein einheimischer Mitarbeiter der Einrichtung. „Wir verschaffen ihnen die Möglichkeit, und dafür zahlen sie gerne.“

So viel Energie und Engagement für einen guten Zweck! Und doch bleibt die Frage, wie weit den lokalen Partnern dabei die Rolle zuwächst, Räume und Infrastruktur zur Verfügung zu stellen, in denen Europäer ihr je eigenes Bild vom Orient verwirklichen können. „Orientalismus“ nennt Edward Said das.

Was ist jedoch, wenn alles viel nüchterner ist als in unseren Bildern und Vorstellungen? Was ist, wenn die Verantwortlichen vor Ort gar keine pädagogischen „Leuchttürme“ anstreben? Wenn es ihnen stattdessen völlig ausreicht, dass christliche und muslimische Kinder von den Rändern der Gesellschaft im Internat unspektakulär ihren Alltag miteinander teilen? Wenn sie als ausgebildete Friseure, Kosmetikerinnen und Kellner schließlich ganz niedrigschwellige Zugänge zum Arbeitsmarkt erhalten – statt zum Heer der Arbeitslosen hinzuzustoßen?

Johann Ludwig Schneller hätte dies wohl auf die einfache Formel gebracht: „damit sie in Ehren ihr eigen Brot essen.“ Und daher unterstützen wir als Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen die Initiativen unserer Partner vor Ort – statt uns selbst auszudenken, was für sie wohl gut sein könnte.

Uwe Gräbe

SHITSTORM STATT AUSEINANDERSETZUNG

Die Diskussion um den Nahostkonflikt steckt in einer Sackgasse

Bei einer Tagung im September 2018 wollte die Evangelische Akademie in Bad Boll der Frage nachgehen, warum israelkritische Veranstaltungen immer häufiger abgesagt werden. Am Ende wurde ihr selbst Antisemitismus vorgeworfen. Über den Nahostkonflikt zu sprechen ist in Deutschland kaum mehr möglich.

Tagungen zum Israel-Palästina-Konflikt hat es in der Evangelischen Akademie Bad Boll schon immer gegeben. Dass man es dabei nicht immer allen recht machen kann, wissen die Organisatoren. Der Shitstorm, der sie kurz vor der Tagung „Krise der Dialogfähigkeit – Shrinking Spaces im Israel-Palästina-Konflikt“ im September erreichte, übertraf aber alle Befürchtungen. Geharnischte Emails bekam die Akademie von der Werteinitiative Jüdisch-deutsche Positionen und dem American Jewish Congress in Berlin, der in einem Twitterfeed die Tagung als „eine Plattform für den Hass“ bezeichnete. Der Grünen-Politiker Volker Beck warf in einem langen, unschönen Email-Verkehr der Akademie vor, „antisemitischen Haltungen Vorschub“ zu leisten.

Der Antisemitismus-Beauftragte der Bundesregierung, Felix Klein, forderte die Tagung abzusagen, weil dort „antiisraelische Narrative“ verwendet würden. Mit der Akademie hatte er vorher keinen Kontakt aufgenommen, um sich aus erster Hand über die Veranstaltung zu informieren. Und die Deutsch-Israelische Gesellschaft Heilbronn-Unterland wandte sich schließlich an den Württembergischen Landesbischof, die „israelfeindlichen Strukturen und Mechanismen unter dem Dach der Evangelischen Akademie Bad Boll“ zu evaluieren. „Führen Sie eine öffentliche sowie transparente Aufklärung des gegebenen Sachverhaltes herbei – mit dem Ziel, extremistische Aktivitäten dortselbst unmittelbar zu beenden!“, hieß es da.

Verschiedene deutschsprachige Tageszeitungen berichteten, die Akademie plane ein „Stelldichein der Israelfeinde“. Bis über das Mittelmeer schwappte die Empörung. Die Jerusalem Post schrieb für ihre israelische Leserschaft in einem langen Artikel, dass sich in Bad Boll „das Who’s who der deutschen Unterstützer von Hamas und Hisbollah, sowie die Unterstützer der Boykottkampagne“ treffen wollten, mit der weltweit zum Boykott, zu Desinvestitionen und Sanktionen (BDS) gegen Israel aufgerufen wird. Die Zeitung bat Rabbi Abraham Cooper vom Simon-Wiesenthal-Zentrum um einen Kommentar, der es auch prompt als skandalös bezeichnete, dass eine christliche Kirche in Deutschland ihre moralische Autorität nutze, „um eine Veranstaltung zu organisieren, welche diejenigen

legitimiert, die die mehr als sechs Millionen Juden in Israel zerstören wollen."

Die Tagung in Bad Boll ist kein Einzelfall. Seit einigen Jahren wird um Veranstaltungen zum Nahostkonflikt, bei denen israelkritische Protagonisten auftreten sollen, ein immer heftigerer Wirbel gemacht. Auffällig ist, dass es immer die gleichen Namen und Organisationen sind, die mit öffentlichen Anschuldigungen und Unterstellungen zu Felde ziehen. Der Akademie ist hoch anzurechnen, dass sie trotz des Drucks von allen Seiten die Tagung nicht abgesagt hat. Nach Aussagen verschiedener Teilnehmender fand diese übrigens in einer konzentrierten und konstruktiven Atmosphäre statt. Selbst bei israelfreundlichen Statements habe es nur in einem Fall einen unangemessenen Zwischenruf gegeben, was die Tagungsleitung gleich unterbunden hatte.

Man mag an der Tagung kritisieren, dass die Referentenliste insgesamt zu palästina-lastig war. Nach Auskunft aus Bad Boll habe man sich im Vorfeld sehr wohl um eine Ausgewogenheit der Referenten bemüht. Alle angefragten Vertreter israelfreundlicher Kreise wie zum Beispiel die Deutsch-israelische Gesellschaft hatten aber von vornherein signalisiert, dass sie beim Thema Dialogfähigkeit im Israel-Palästina-Konflikt keinen Gesprächsbedarf hätten. Und die Anfragen bei Bundestagsabgeordneten der großen Parteien sowie bei Vertretern der Städte München, Frankfurt und Berlin, die in den vergangenen Monaten israelkritische Veranstaltungen verboten hatten, waren ins Leere gelaufen. Keiner will sich an dem Thema noch einmal die Finger verbrennen.

Foto: Uwe Gräbe

Damit haben die Urheber der Shitstorms genau das erreicht, was sie wollen: Über den Nahostkonflikt wird öffentlich nicht mehr diskutiert. Mittlerweile reicht es, jemandem zu unterstellen, er oder sie würde die BDS-Kampagne unterstützen und schon haftet ihm oder ihr der Vorwurf des Antisemitismus an. Es ist fast unmöglich, diesen Vorwurf in Deutschland mit seiner historischen Schuld wieder loszuwerden.

Wenn aber strittige Themen nicht mehr diskutiert werden, sondern nur noch niedergebrüllt oder totgeschwiegen werden, ist das ein Verrat an allen demokratischen Prinzipien. Demokratie lebt von der Auseinandersetzung. Das heißt nicht, dass alle am Ende der gleichen Meinung sein müssen. Es ist aber ein Ausdruck der Feigheit, sich einer Diskussion zu entziehen. Oder sollten den Shitstorm-Protagonisten am Ende die Argumente ausgegangen sein angesichts der massiven Menschenrechtsverletzungen an den Palästinensern in den von Israel besetzten Gebieten?

Katja Dorothea Buck

KEINE OFFENEN DEBATTEN OHNE VERTRAUEN

Hintergrundgespräche sind hilfreicher als der öffentliche Schlagabtausch

Geht es bei den vielen Debatten über Israel und Palästina eigentlich um Biographiearbeit der Debattierenden? Wer welche Debatte mit welcher Absicht führt, ist nur schwer herauszufinden. Hau-Ruck-Entscheidungen sind jedenfalls wenig hilfreich.

Es ist ein merkwürdiger Widerspruch: Einerseits beklagen zahlreiche Veranstalter, dass ihnen landauf-landab die Tagungsräume gekündigt werden, in denen kritische Debatten über die israelische Siedlungspolitik geplant waren. Auf der anderen Seite scheint kaum ein anderes Thema mit solcher Hingabe in der Öffentlichkeit diskutiert zu werden wie der israelisch-palästinensische Konflikt. Eine Ausstellung über Flucht und Vertreibung der Palästinenser im Jahr 1948, in der Presse zumeist als „umstrittene" Nakba-Ausstellung tituliert, konnte mittlerweile an rund 150 Orten gezeigt werden. Ich kenne wenige Ausstellungen vergleichbaren Formats, die eine solche Verbreitung finden! Im Dezember 2016 trat ein scheidender UN-Generalsekretär vor den Sicherheitsrat, der beklagte, dass die „unproportional" hohe Anzahl an „Resolutionen, Berichten und Ausschüssen", die in den zurückliegenden Jahren gegen Israel gerichtet worden seien, die Vereinten Nationen entscheidend daran gehindert hätten, ihre Rolle in der Welt effizient wahrzunehmen.

Ja, ganz gewiss ist es schädlich für die Demokratie, wenn engagierten Menschen der Raum für offene Debatten entzogen wird. Aber ebenso scheint mir, dass es leider auch Menschen gibt, die den offenen Debattenraum suchen, um in der Form einer kultivierten „Israelkritik" einmal all das sagen zu dürfen, was sie gegen Juden schon immer gerne einmal gesagt hätten – sich aber nicht zu sagen trauen. Und ich kann mich des Verdachts nicht erwehren, dass einzelne Jüdinnen und Juden vom linken Rand des Spektrums, die mit hohem Engagement, Herzblut und persönlichem Einsatz für Menschenrechte in Israel eintreten, von solchen „Israelkritikern" zur Camouflage ihrer eigentlichen Intentionen missbraucht werden.

Vordergründig lässt sich oft gar nicht sagen, wer welche Debatte mit welcher Absicht zu führen gedenkt. Hier braucht es Zeit, Geduld und beharrliches Nachfragen – aber keine „Hau-Ruck-Entscheidungen". Mir fällt auf, dass manche Veranstaltung, die wochen- oder gar monatelang in der Presse angekündigt war, erst wenige Tage vor Veranstaltungsbeginn (und dann umso massiver) angegriffen wurde. Dahinter scheint auch Taktik zu stecken. Kurz vor Beginn der besagten Tagung in Bad Boll und während des ersten Veranstaltungstages war ich mit Landesbischof July für zweieinhalb Tage im Libanon unterwegs. Es war schwer erträglich,

mitzuerleben, wie der Bischof plötzlich von den unterschiedlichsten Interessengruppen aus Deutschland aufgefordert wurde, jetzt und sofort eine Stellungnahme abzugeben. Meines Erachtens war es das Vernünftigste, was er tun konnte, sich dem zu entziehen, sich auf die eigentliche Reise zu konzentrieren und um eine Vertagung der Debatte zu bitten.

Zuletzt schließlich scheint mir, dass es in weiten Teilen solcher Debatten gar nicht um Israel und Palästina geht, und dass sie auch völlig irrelevant sind für das, was in Israel und Palästina geschieht. Es ist ja gar keine Frage, dass rechtspopulistische Kräfte in hohem Maße in der israelischen Regierung präsent sind und daran arbeiten, die Rechte großer Bevölkerungsgruppen immer weiter zu beschneiden. Ebenso übrigens wie z.B. in Italien, Ungarn, Polen und den USA. Wer also für einen Boykott Italiens, Ungarns, Polens und der USA eintritt, mag desgleichen ja auch im Blick auf Israel erwägen.

Aber darum geht es kaum. Vielmehr scheint es mir in vielen Debatten eher um Biographiearbeit der Debattierenden zu gehen. Könnte es nicht sein, dass etliche von denen, die sich mit Vehemenz auf der einen oder auf der anderen Seite der innerdeutschen Nahost-Debatte engagieren, sich in Wirklichkeit an der Rolle ihrer Väter (und manchmal auch Mütter) zur Zeit des nationalsozialistischen Judenmordes abarbeiten? Dass sie – so oder so – einmal „auf der richtigen Seite“ stehen wollen?

Foto: Uwe Gräbe

Die „richtige Seite“ ist allerdings nie etwas Statisches, sondern kann nur in dynamischen Prozessen immer wieder neu gewonnen werden. Ich erinnere mich an eine lange Bahnfahrt quer durch Deutschland, auf der ich zufällig neben einem bekannten Rabbiner saß. In der Öffentlichkeit hätte dieser Rabbiner den Staat Israel stets gegen jegliche Kritik verteidigt. Im vertrauten Gespräch jedoch ergab es sich, dass wir (als zwei Nicht-Israelis) etliche israelische Gesetzesvorhaben und die Positionen zahlreicher israelischer Politiker heftig miteinander diskutierten – und uns zumeist ganz einig waren, kein gutes Haar daran zu lassen.

Wo das Vertrauen gewachsen ist, dass es nur um die Sache geht – und nicht etwa um irgendwelche Ressentiments – da ist die offene Debatte nicht nur möglich, sondern vielmehr ganz selbstverständlich. Solches Vertrauen immer wieder neu aufzubauen, muss daher vor allem auch das Interesse derjenigen sein, denen an einem freien Diskurs gelegen ist. Vielleicht sind dazu viele Hintergrundgespräche im geschützten Raum hilfreicher als der öffentliche Schlagabtausch

Uwe Gräbe

„SICH EINFACH MAL NACH DEUTSCHLAND BEAMEN“

Die drei Volontäre an der TSS in Amman berichten

Seit Herbst sind Lisa Luka Kollert, Lisa Schnotz und Felix Thier Volontäre an der Theodor-Schneller-Schule (TSS) in Amman. Sie leben in einer Gesellschaft, deren Sprache und Regeln sie erst langsam kennenlernen. Das teilen sie mit den vielen Hunderttausenden Geflüchteten, die in den letzten Jahren nach Deutschland gekommen sind. Die Drei wissen indes sehr wohl, um die Privilegien, die sie als Europäer im Ausland genießen.

Foto: EMS/TSS

Die drei Volontäre der TSS (von links nach rechts): Lisa Schnotz, Lisa Luka Kollert und Felix Thier

Sicherlich hinkt der Vergleich zwischen der Situation von Geflüchteten, die ihre Heimat aus Angst um ihr Leben verlassen mussten und jungen Menschen aus Deutschland, die nach dem Abitur ein Jahr im Ausland verbringen. Doch wie es sich anfühlt, wenn man kein Wort versteht, wissen die drei Volontäre an der TSS nur zu gut. „Manchmal fühle ich mich einsam oder auch isoliert, wenn um mich herum niemand meine Sprache spricht oder ich mich auch nicht auf Arabisch verständigen kann“, sagt Lisa Schnotz. Gerade wenn etwas wegen der Sprachbarriere nicht so klappe, vermisse sie es sehr, sich einfach verständigen zu können und auch verstanden zu werden. So zum Beispiel im Unterricht, „wenn die SchülerInnen sehr laut sind und ich mir nicht mit den richtigen Worten Aufmerksamkeit verschaffen kann.“

Manchmal sind aber auch Gesten und Reaktionen der Menschen in Jordanien anders als gewohnt. Das kann zu Missverständnissen führen. „Wenn zum Beispiel die Mädchen, die ich betreue, statt wie von mir erwartet nicht ‚Nein, danke!‘ sagen, sondern nur mit der Zunge schnalzen und dabei die Augenbrauen hochheben. Das habe ich erstmal als ziemlich unhöflich interpretiert“, sagt Lisa Luka Kollert. Nach einiger Zeit habe sie aber gemerkt, dass das in Jordanien eine durchaus übliche Geste und nicht respektlos gemeint sei.

Manchmal lassen sich Situationen nur schwer einordnen, was dann schnell zu Vorurteilen führen kann. „Ich werde immer wieder auf der Straße von fremden Leuten angesprochen, meistens weil ich eben anders aussehe und deswegen auffalle“, erzählt Felix Thier. Oft seien die Leute einfach neugierig. Einige Male sei es aber vorgekommen, dass man ihn mit bestimmten Hintergedanken verfolgt habe. „Ein Mann hat mich zum Beispiel neulich angesprochen, der, wie sich später entpuppte, aber nur wollte, dass ich ihm ein Visum für Deutschland verschaffe.“ Das sei ihm schon öfters passiert. Nun sei

er misstrauisch, sobald er angesprochen werde, was er bedauere. „Mein Misstrauen ist auf einem Vorurteil aufgebaut. Und das bestätigt sich ja meistens nicht“, sagt Felix Thier.

Eine Frage, die die Volontäre ständig begleitet, ist die nach Anpassung und Integration. „Ich versuche im Großen und Ganzen mich an mein Umfeld anzupassen“, sagt Lisa Luka Kollert. Dennoch gebe es Dinge, die sie nicht aufgeben möchte, wie zum Beispiel die Einstellung, dass sie als Mädchen auch die Kraft habe, einen Wasserkanister hochzuheben. Es gelte deswegen, eine Grenze zwischen Anpassung und Verschieden-Bleiben zu finden. „An manchen Unterschieden können sich ja auch beide Seiten erfreuen, wie zum Beispiel am Essen: Ich liebe jetzt Falafel und meine Kolleginnen haben Plätzchen und Donauwelle schätzen gelernt!“, erzählt sie.

Doch trotz aller Anpassung und Reflexion gibt es immer wieder Situationen, in denen dann Unsicherheit aufkommt. „Wenn ich allein auf der Straße unterwegs bin, werde ich oft angesprochen und das ignoriere ich eigentlich immer“, sagt Lisa Schnotz. Sie merke dann, wie sich ihre ganze Haltung verändere. „Oft gehe ich dann sehr aufrecht und achte genau darauf wie ich laufe und dass ich ja nicht stolpere.“ Wenn sie arabische Freunde im benachbarten Wohngebiet besuche, fahre sie etwa eine halbe Stunde mit dem Bus dorthin. „Ich treffe immer unglaublich nette Menschen, die mir auch helfen. Aber leider gab es noch keine Fahrt, in der niemand aus vorbeifahrenden Autos mir etwas hinterhergeschrien hätte“, sagt sie.

Was nach solchen Erlebnissen gut tut, ist ein Gespräch unter Freunden. „Mir hilft es immer sehr, wenn ich nach einem Tag mit einigen Unsicherheiten am Abend mit Luka und Felix reden kann. Die beiden rücken das dann wieder ins richtige Licht und alles ist nur noch halb so kompliziert wie es bisher schien“, sagt sie.

Lisa Luka Kollert (links) mit Mädchen an der TSS

Interessant ist für die drei, mit welchem Deutschlandbild sie in Jordanien konfrontiert werden. „Seit ich hier bin, werde ich mir immer stärker meiner Identität und meiner Herkunft bewusst“, sagt Lisa Schnotz. Nahezu überall werde sie gefragt, woher sie komme. „Wenn ich sage, dass ich aus Deutschland bin, folgt darauf meistens ein Kompliment zu Angela Merkel, zur Landschaft oder einfach nur ein ‚das ist ja schön‘.“ Durch diese Anerkennung der eigenen Heimat lerne sie Deutschland mehr schätzen. „Ich bin sehr froh, dass wir in Deutschland ein Abfallsystem haben, das funktioniert und dass im Winter fast überall geheizt wird und ich nicht frieren muss“, sagt sie.

Alle drei sind sich sehr bewusst, dass sie aufgrund ihrer europäischen Herkunft ein großes Privileg genießen: „Unser Verhalten wird oft als vorbildlich angesehen. Man versucht nicht, uns an das in Jordanien Übliche anzugleichen“, erzählen sie. Das können Geflüchtete in Deutschland vermutlich nicht so ohne Weiteres sagen. Von ihnen wird eher verlangt, dass sie sich an die hiesigen Gepflogenheiten anpassen.

Heimweh dagegen ist wiederum für alle ein Thema, die ihre Heimat verlassen. Und auch wenn die drei Volontäre sehr gerne in Jordanien und an der TSS sind, so hatten sie an Weihnachten doch auch Heimweh. „Der Wunsch sich einmal kurz nach Deutschland beamen zu können, kommt bei mir vor allem dann auf, wenn ich besondere Ereignisse verpasse (wie Feiertage, Hochzeiten…) oder mir bewusst wird, dass ich in diesem fremden Umfeld doch noch unsicher bin“, sagt Lisa Luka Kollert. Manchmal wünsche sie sich eben doch Herr bzw. Frau der Lage sein zu können und beispielsweise problemlos alles zu verstehen, was gesprochen wird. „Dennoch haben wir als Freiwillige das Privileg im Notfall oder wie geplant nach zehn Monaten nach Deutschland zurückkehren zu können. Das würden viele Flüchtlinge in Deutschland sich sicherlich wünschen…“, sagt sie.

Doch wie wird es sein, wenn die Drei dann tatsächlich wieder zu Hause sind? „Eine Frage beschäftigt mich: Ich habe mein Abitur hinter mir und habe mich für ein Jahr in Jordanien entschieden. Wie wird es aber sein, wenn ich wieder zurück nach Deutschland komme?“, fragt sich Felix Thier. „Mein Leben wird nie wieder so sein, wie es früher war. Ich werde erneut einen neuen Weg einschlagen und von zu Hause ausziehen.“ Zum einen freue er sich darauf, ein selbstständiges Leben zu führen. Zum anderen kämen dabei viele Fragen auf. „Ich habe Angst davor mein altes Leben und mein zu Hause gewissermaßen loslassen zu müssen. Wie wird dann mein neues Leben aussehen? Was will ich studieren? Wo will ich studieren? Was will ich überhaupt?“

Katja Dorothea Buck

INFO

Die drei jungen Leute sind mit dem Ökumenischen Freiwilligenprogramm der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) nach Jordanien gegangen. Wer sich für ein Jahr an der TSS oder an einer anderen Einrichtung einer EMS-Partnerkirche interessiert, findet im Internet weitere Informationen unter

https://ems-online.org/weltweit-aktiv/oekumenisches-freiwilligenprogramm/

WIR FREUEN UNS ÜBER NEUE MITGLIEDER!

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS) unterstützt und begleitet die Arbeit der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon und der Theodor-Schneller-Schule in Jordanien. Seine besondere Aufgabe besteht darin, in den Schneller-Schulen bedürftigen Kindern Erziehung sowie eine schulische und berufliche Ausbildung zu ermöglichen. In seinen Publikationen und bei Veranstaltungen informiert der EVS über Kirchen und Christen im Nahen Osten.

Das **Schneller-Magazin** erscheint vier Mal im Jahr. Der EVS stellt es den Leserinnen und Lesern kostenlos zur Verfügung. Der Bezug des Heftes bedeutet nicht automatisch eine Vereinsmitgliedschaft im EVS. **Wir freuen uns, wenn Sie, liebe Leserin und lieber Leser, Mitglied im EVS werden und damit nicht nur die Schneller-Schulen, sondern auch die Arbeit der Redaktion unterstützen.**

Wenn Sie Mitglied werden wollen, schicken wir Ihnen gerne eine Beitrittserklärung zu. Der jährliche Mindestbeitrag beträgt für natürliche Personen 25 Euro, für juristische Personen 50 Euro. Mit einer Spende für die Schneller-Schulen unterstützen Sie eine als mildtätig anerkannte diakonische Arbeit.

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -39
Fax: 0711 636 78 -45
E-Mail: evs@ems-online.org

EVS Evangelischer Verein für die Schneller Schulen

www.evs-online.org

„MINA WÖRNER AUS WÜRTTEMBERG“

Über eine bislang unbekannte Mitarbeiterin des Syrischen Waisenhauses

Über die Tätigkeit christlicher Frauen aus Europa im Orient ist bisher nur wenig geforscht worden. Dabei spielten sie häufig eine wichtige Rolle. So auch Wilhelmine Wörner, die von 1905 bis 1909 Köchin im Syrischen Waisenhaus in Jerusalem war.

Europäische Frauen waren im Palästina des 19. Jahrhunderts nichts Ungewöhnliches. So waren im Syrischen Waisenhaus von seiner Gründung 1860 an viele Frauen tätig. Deren Lebensläufe sind allerdings in den meisten Fällen völlig unbekannt geblieben. Manchmal bringt es aber ein glücklicher Zufall mit sich, dass wir heute doch noch etwas über eine dieser Frauen erfahren, wie zum Beispiel über Wilhelmine Wörner.

Am 30. Oktober 2018 sprach mich im Kloster Lorch bei der Eröffnung der Wanderausstellung „In Würde leben Lernen – Das Syrische Waisenhaus und die Schneller-Schulen im Nahen Osten“ ein älterer Herr an. (Mit der Ausstellung macht das Landeskirchliche Archiv seit neun Jahren an verschiedenen Orten in der Bundesrepublik aufmerksam auf die Geschichte der Schneller-Schulen und ihre heutige Bedeutung.) Der Mann erzählte mir, dass seine Großtante im Waisenhaus tätig gewesen sei. Er wisse allerdings nicht, was sie dort gemacht habe. Glücklicherweise hatte er aber noch einige Dinge, die seine Großtante hinterlassen hatte, die er dem Archiv zur Verfügung stellte. So konnte das Leben einer bisher nur namentlich bekannten Angestellten des Waisenhauses aus osmanischer Zeit näher beleuchtet werden.

Foto: Landeskirchliches Archiv Stuttgart

Wilhelmine Wörner in der Tracht christlicher Frauen aus Bethlehem...

Wilhelmine Maria Wörner war fünf Jahre lang Leiterin der Küche im Waisenhaus. Geboren wurde sie am 22. März 1875 in Fichtenberg bei Schwäbisch Hall als siebtes von insgesamt neun Kindern des Schreiners Georg Michael Leonhard Wörner und seiner Ehefrau Karoline geb. Mayer. Wie ihre jüngste Schwester Frieda Berta blieb sie unverheiratet. Ende 1904 hörte sie vom örtlichen Pfarrer Ernst Hahn, dass im Syrischen Waisenhaus in Jerusalem eine Köchin gesucht würde, woraufhin sie sich auf diese Stelle bewarb. Laut Protokoll vom 2. Februar 1905 fasste der Vorstand des Waisenhauses den Beschluss, diese Stelle für die nächsten fünf Jahre mit „Mina Wörner aus Württemberg“ zu besetzen.

Am 1. Mai 1905 begann Wilhelmine Wörner als Küchenleiterin in Jerusalem. Ihr zur Seite standen sechs bis acht zumeist

einheimische Gehilfinnen. Der Bote der Anstalt, Salech Nachle (1890 bis 1930), hatte ihr wöchentlich Bericht zu erstatten, welche Lebensmittel er ans Waisenhaus geliefert hatte. Dies war notwendig, da sich die Bestellungen nicht immer mit den tatsächlich gelieferten Waren deckten, da manche Wünsche nicht erfüllt werden konnten. Die Küche versorgte sämtliche Mitarbeiter und Zöglinge der Anstalt, die Mädchenschule und die seit 1896 dort lebenden armenischen Flüchtlinge. Obwohl die Arbeit sehr anstrengend war, immerhin waren mehr als 150 Personen zu bekochen, lebte sie sich offenbar schnell und gut ein.

Gerne begleitete „Schwester Mina“ die Schüler bei Ausflügen und nutzte so die Gelegenheit, das Land der Bibel zu erkunden. Ziele solcher Ausflüge waren zum Beispiel das Grab Samuels in der judäischen Wüste nahe Jerusalems, das Tote Meer oder die in der Philister-Ebene gelegene landwirtschaftliche Kolonie des Waisenhauses Bir Salem.

Der Vorstand beschloss allerdings, die Strukturen innerhalb der Anstalt neu zu organisieren. Künftig sollte die Frau eines Diakons, in diesem Fall die Frau des Oberbruders Michael Stonis, die Leitung der Küche übernehmen. Wilhelmine Wörner wurde deswegen nicht aufgefordert, länger zu bleiben. Sie verließ Jerusalem am 7. Oktober 1909 und kehrte nach Fichtenberg zurück. Als Abschiedsgeschenk erhielt sie zur Erinnerung von einigen armenischen Schülern eine Fotographie, die diese von sich extra für sie hatten machen lassen.

In Fichtenberg blieb sie bis zum Tod ihres Vaters, der 1914 im Oktober im Alter von 82 Jahren verstarb. Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin, wo sie offensichtlich mit der ihr angebotenen Stelle nicht zufrieden war, kehrte sie nach Württemberg zurück. Gemeinsam mit ihrer jüngsten Schwester Frieda ging sie bei Familie Gellhoff in Stuttgart in Stellung, für die sie mit einer kurzen Unterbrechung bis Ende 1936 tätig war. Mit 61 Jahren kehrte sie schließlich ins elterliche Haus nach Fichtenberg zurück und verbachte dort ihren Ruhestand. Am 26. März 1953 starb Wilhelmine Wörner im Alter von 78 Jahren.

Foto: Landeskirchliches Archiv Stuttgart

... und mit Mitarbeiterinnen des Syrischen Waisenhauses (3. von rechts)

Dr. Jakob Eisler ist Historiker und arbeitet im Archiv der Württembergischen Landeskirche. Er ist international als Experte für die Geschichte des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem bekannt.

„DIE EMS - EINE INTERNATIONALE ORGANISATION“

Delegierte aus aller Welt treffen sich zur EMS-Vollversammlung

Bei der Vollversammlung der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS) Anfang Dezember in Neustadt an der Weinstraße haben die 51 Delegierten aus den EMS-Mitgliedskirchen ein neues Präsidium, einen neuen Missionsrat sowie einen neuen Finanzausschuss gewählt.

Die EMS ist keine deutsche Organisation mehr, sondern eine internationale!“, betonte die scheidende Präsidiumsvorsitzende, Marianne Wagner, Oberkirchenrätin der Evangelischen Kirche der Pfalz. Die EMS-Synode, das frühere Entscheidungsgremium der EMS, sei niemals so bunt und vielfältig gewesen wie die jetzige Vollversammlung. Vor sechs Jahren hatte sich das „Evangelische Missionswerk in Südwestdeutschland“ als internationale Gemeinschaft mit dem Namen „Evangelische Mission in Solidarität“ neukonstituiert. Die Synoden seien bis dahin immer eine deutsch-schweizerische Veranstaltung gewesen, sagte Wagner. „Die Vertreterinnen und Vertreter der internationalen Kirchen saßen als Zuhörer auf der Empore und hatten kein Stimmrecht.“

Das ist heute anders. Seit 2012 sind alle Delegierten aus den 23 Kirchen und fünf Missionsgesellschaften Afrikas, Asiens, aus dem Nahen Osten und Europa, darunter der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS), juristisch gleichberechtigt und haben das aktive und passive Wahlrecht. Der 17-köpfige Missionsrat tritt halbjährlich zusammen und stellt sicher, dass die Grundsatzbeschlüsse der alle zwei Jahre tagenden Vollversammlung umgesetzt werden.

2018 endete die erste sechsjährige Wahlperiode – laut Wagner der geeignete Zeitpunkt, um Bilanz zu ziehen und möglicherweise eine Neuausrichtung zu beschließen. Als wichtigste Aufgaben der Zukunft nannte sie eine enge Kommunikation zwischen den Gremien und der Geschäftsstelle in Stuttgart sowie die nachhaltige Sicherung der finanziellen Ausstattung.

Ein respektvoller Umgang mit Vielfalt

In ihrer Predigt im Eröffnungsgottesdienst ging Wagner ebenfalls auf die Vielfalt und die unterschiedlichen Kulturen in der EMS-Gemeinschaft ein. „Manchmal sehen wir uns als Konkurrenten an. Aber Jesus Christus hat seine Nachfolger aufgerufen, dass sie alle eins seien, auf dass die Welt glaube (Joh. 17,21).“ Wagner fuhr fort: „Wenn wir einander mit den Augen der Liebe ansehen, können wir mit theologischen Unterschieden besser umgehen. Konflikte können wir lösen, indem wir miteinander beten und einander akzeptieren. Ein respektvoller Umgang mit Vielfalt, gerade in Konflikten, ist ein wichtiger christlicher Beitrag zum Frieden in unseren Gesellschaften.“

Die Vollversammlung dankte Pfarrer Jürgen Reichel für seinen Dienst als Generalsekretär und für sein engagiertes Wirken für die Internationalisierung der EMS. Reichel hatte bei der letzten Missionsratssitzung im Juni des Jahres seinen Verzicht auf eine mögliche Wiederwahl bekannt gegeben. Kommissarische Generalsekretärin ist seit Juli 2018 Dr. Kerstin Neumann von der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (EKKW).

Die Vollversammlung wählte turnusgemäß ihre Gremien neu. Im Präsidium der EMS finden sich zwei bekannte Gesichter und ein neues. Klaus Rieth, Kirchenrat der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, und bereits in den vergangenen sechs Jahren Mitglied des Präsidiums, wurde mit großer Mehrheit zum Vorsitzenden gewählt. Seine Stellvertreter sind Dr. Habib Badr, Leitender Pfarrer der Nationalen Evangelischen Kirche von Beirut. Badr hatte dem Präsidium ebenfalls schon in den vergangenen sechs Jahren angehört. Neu in dem Gremium ist Oberkirchenrat Detlev Knoche, Leiter des Zentrums Oekumene der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau und der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Die bisherige Präsidentin, Oberkirchenrätin Marianne Wagner, Stellvertreterin des Kirchenpräsidenten der Evangelischen Kirche der Pfalz, hatte sich nicht zur Wiederwahl gestellt.

EMS-Delegierte und Mitarbeitende der Geschäftsstelle bei der Vollversammlung

Der EVS ist Teil einer großen Gemeinschaft

Das dreiköpfige Präsidium leitet die Vollversammlung und den halbjährlich tagenden Missionsrat. Die Leitung der Geschäftsstelle stimmt sich mit dem Präsidium in wichtigen Fragen ab.

Außerdem wurden die weiteren 14 Mitglieder des internationalen Missionsrates gewählt, der die EMS leitet. Er legt die Strategie des Missionswerkes fest und stellt sicher, dass Grundsatzbeschlüsse der alle zwei Jahre tagenden Vollversammlung umgesetzt werden. Von den 17 Mitgliedern des Missionsrats kommen acht aus Kirchen in Afrika, Asien und dem Nahen Osten, sechs aus Kirchen in Deutschland und drei aus zur EMS gehörenden Missionsgesellschaften, darunter der EVS, der vom stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Reinhold Schaal vertreten wird. Die nächste Sitzung des Missionsrates wird im Juni dieses Jahres im Libanon stattfinden.

Regina Karasch-Böttcher

EIN MARATHON, DER ERST BEGONNEN HAT

Rima Nasrallah wird als dritte Frau im Nahen Osten ordiniert

„Ein großer Schritt für eine kleine Kirche", hieß es im Schneller Magazin 2/2017 über die erste Frauenordination der National Evangelical Synod in Syria and Lebanon (NESSL). Der Bericht endete mit der Frage: „Inwieweit die Entscheidung auf andere evangelische Kirchen im Nahen Osten ausstrahlen wird, bleibt abzuwarten." Jetzt hat auch die National Evangelical Church of Beirut (NECB) eine Frau ordiniert.

Die Ordination von Rima Nasrallah am 11. November 2018 fiel mit dem Beirut-Marathon zusammen. Die ganze Innenstadt war abgesperrt für die 50.000 Teilnehmenden. Die Straßen waren voll von Familien; begeisterte Studierende versorgten die Stationen und lasen hinterher den Müll auf; junge Frauen mit Schleier oder in enganliegender Sportkleidung liefen mit. Es war eine Vielfalt an Generationen, Nationen und Geschlechtern – kurz war auch die Regenbogenflagge einer LGBT-Gruppe zu erspähen. Auf der gesamten Strecke herrschte Feierstimmung: eine überraschende Einstimmung in das Ordinationsfest am Nachmittag.

Treffpunkt Near East School of Theology (NEST), wo Rima Nasrallah praktische Theologie lehrt: Studierende kommen die Stufen herunter und eilen zum bereitstehenden Bus, Lehrende nehmen sich noch Zeit für eine kurze Begrüßung. Alle verschwinden im Bus „des Chores", der noch üben möchte. Ich warte auf Dorothee Beck, die extra aus Berlin angereist ist. Sie ist mit Rima Nasrallah befreundet. Die Schwiegerfamilie der künftigen Pfarrerin ist aus den Niederlanden gekommen, Bekannte aus der Pazifikregion. Ich wurde von der EMS entsandt, die ausnahmsweise eine 24-Stunden-Reise genehmigt hat. Im Nieselregen gehen wir alle zu Fuß durch die Innenstadt zur Kirche der NECB.

Bereits seit 20 Jahren im Dienst ihrer Kirche

Der Startschuss für diese Feierlichkeit war kurzfristig erfolgt: der Ältestenrat der NECB unter Leitung von Pfarrer Habib Badr hatte der Ordination von Rima Nasrallah einstimmig zugestimmt und kurze Zeit später den Termin festgelegt. Für die promovierte Theologin hatte der „Marathon" aber schon viel früher begonnen: mit 20 Jahren hatte sie ihrer Kirche ihren Dienst angeboten und war seither in unterschiedlichen Funktionen aktiv gewesen.

Die meisten Gottesdienstbesuchenden waren überrascht, als sie erfuhren, dass Rima Nasrallah vor ihrer theologischen Qualifizierung eine Ingenieursausbildung durchlaufen hatte. 2003 schloss sie ihr Master of Divinity-Studium an der NEST ab. Anschließend leitete sie fünf Jahre lang den Bereich Religionspädagogik und spirituelles Leben der NECB. Es folgten Studienjahre zur Promotion in liturgisch-rituellen Studien in den Niederlanden. Rima Nasrallah ist mit dem holländischen Theologen Wilbert van Saane verheiratet. Sie haben zwei Kinder. 2014 kehrte die Familie nach Beirut zurück, wo Rima Nasrallah Dozentin an der NEST wurde.

Viele Jahre, nachdem sie sich in den Dienst ihrer Kirche gestellt hatte, wurde

sie nun ordiniert – ein ungewöhnlicher Schritt in einer Kirchenlandschaft, ja überhaupt in einer religiösen Landschaft, die ausschließlich von männlichen Entscheidungsträgern geprägt ist.

Die Grußworte hielten mehrheitlich Frauen

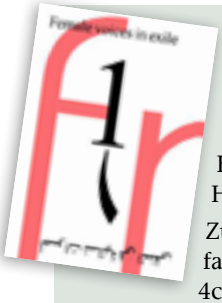
Im Gottesdienst wurden der Kandidatin erstaunlich viele und rigorose Fragen gestellt. Den Segen gaben ihr sechs ordinierte Männer. Beim anschließenden Empfang waren die Grußworte aber mehrheitlich von Frauen erbeten worden. Besonders eindrücklich war die passionierte und kluge Rede von Najla Kassab, die 2017 als zweite Frau im Nahen Osten ordiniert und kurz darauf zur Präsidentin der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen gewählt wurde.

Pfarrerin Rima Nasrallah spricht zum ersten Mal als Ordinierte den Segen über der Gemeinde.

Ortswechsel: Anfang Dezember 2018, keine vier Wochen nach der Ordination in Beirut, hält Rima Nasrallah den Bericht der EMS-Frauenvorkonferenz als neue Delegierte des internationalen Frauennetzwerks in Neustadt/Weinstraße vor dem Plenum der EMS-Mitgliederversammlung. Sie trägt ihren weißen Kragen, der sie als Ordinierte ausweist. Ich bin überrascht. Rima erklärt: Sollten Gemeinden im Libanon das Foto von ihrem Auftritt sehen, sei es wichtig, dass sie sie in ihrer offiziellen Funktion als Ordinierte sähen. Der 11. November 2018 sei mehr als ein schöner kirchlicher Festakt gewesen. Dass Frauen auch geistliche Ämter bekleiden können, müsse sich erst noch ins Denken und Fühlen der arabischen Christenmenschen einprägen.

Ich frage mich, ob hier die Religionspädagogin spricht, die um die prägende Kraft von Vorbildern weiß. Oder spricht Rima Nasrallah als eine weitblickende Kirchenfrau, die ihre Berufung nicht als individuellen Meilenstein versteht, sondern als einen erst begonnenen Marathon, an dem noch viele mitmachen können, um in einer dem Evangelium angemessenen Geschlechter-Vielfalt Zeugnis abzulegen.

Gabriele Mayer, PhD, leitet die EMS-Stabsstelle Gender sowie den Fachbereich Interkulturelle Bildung.



Yasmine Merei / Women for Common Spaces (Hg.)

Female Voices in Exile

Heft 1, Nov. 2017 // Heft 2, Juni 2018

Zu beziehen über www.facebook.com/women-4commonspaces/

Frauen bekommen ihre Stimme zurück

Zwei dünne Heftchen, die unter die Haut gehen. „Wir flohen mit unseren Stimmen, denen der Raum eng geworden war in unserem Land“, schreibt die Herausgeberin, eine junge syrische Journalistin, in dem geradezu poetischen Vorwort zum ersten Heft. ‚Female voices in exile‘ sei ein Versuch, der Zeit der Isolation, „die uns zermürbt, ein Ende zu setzen und Trümmer zusammengebrochener Menschlichkeit zu bergen.“ Ermöglicht haben dieses zweisprachige Projekt – trotz des englischsprachigen Titels sind die Texte durchweg auf Arabisch und Deutsch – die Tanzkompanie „Sasha Waltz & Guests“ aus Berlin sowie die Allianz Kulturstiftung.

Zu Wort kommen zum Beispiel eine Lehrerin aus Daraa, eine Absolventin der Handelsschule von Deir Al-Zor, eine palästinensische Syrerin aus dem Yarmouk-Lager bei Damaskus, eine Informationstechnik-Studentin aus Hama oder eine Ärztin aus Aleppo: manche religiös, andere eher säkular; einige ursprünglich aus wohlhabenden, bürgerlichen Familien, in denen Bildung auch für junge Frauen wichtig war, und andere aus eher engen Verhältnissen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie aus Syrien fliehen mussten. Auf jeweils zwei bis drei Seiten erzählen sie ihre ganz persönlichen Geschichten vom Leben in Syrien vor dem Krieg, welches mal mehr, mal weniger eingeschränkt war durch die Repressalien der Diktatur. Sie berichten von lebensbedrohlichen Fluchtmomenten, von ihrem Ankommen in Deutschland – zumeist voller Dankbarkeit für die Aufnahme, manchmal aber auch geprägt vom Erschrecken über fremdenfeindliche Reaktionen mancher Deutscher im Alltag.

Was manchem in Deutschland als eine amorphe Masse unter dem Etikett „Flüchtlinge“ erscheinen mag, fächert sich in diesen Heften auf in ganz individuelle Schicksale. Frauen, denen das Schicksal die Sprache genommen hat, bekommen hier ihre Stimme zurück: einzigartig und unverwechselbar. Wer die Hefte einmal in die Hand genommen hat, legt sie nicht wieder fort, bis auch die letzte Zeile verschlungen ist.

Uwe Gräbe

Khaled Khalifa

Der Tod ist ein mühseliges Geschäft

Roman, aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich

Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2018, 3. Auflage

224 Seiten, 20,00 Euro

Ein syrischer Höllentrip

„Der Tod ist ein mühseliges Geschäft“ erzählt die Geschichte dreier erwachsener Geschwister, die den letzten Wunsch ihres

in Damaskus verstorbenen Vaters erfüllen wollen, ihn nämlich in seinem Heimatdorf Anabija nördlich von Aleppo zu beerdigen. Was in normalen Zeiten kein großes Unterfangen ist, wird im kriegsgebeutelten Syrien zum grotesken Höllentrip. Die Fahrt im Minibus mit einer sich zusehends zersetzenden Leiche wird durch die Warterei an den Checkpoints verschiedener Kriegsgruppen unerträglich in die Länge gezogen – ein brillanter Kniff des Autors, um die mörderische Vielfalt des Krieges aufzuzeigen. So bekommen die Soldaten an einem Checkpoint den Befehl, die Leiche des Vaters zu verhaften, weil dieser sich zu Lebzeiten für die Revolution engagiert hatte. Ein anderes Mal müssen sie sich in die Warteschlange für Lastwagen einreihen. Eine Leiche sei schließlich wie eine Ware. Entsprechend hoch ist das Bakschisch. Und schließlich unterziehen Dschihadisten sie noch einer Religionsprüfung, während sich die Maden schon über die Leiche des Vaters hermachen. Das ist viel schwarzer Humor. Aber den braucht es wohl, um die Absurdität des Krieges auszuhalten.

Doch ein Höllentrip ist die Fahrt für die Drei auch, weil sie sich nicht aus dem Weg gehen können. Und je länger die Fahrt dauert, desto deutlicher werden die Lebenslügen. Da ist die Schwester Fatima, die sich immer für eine der begehrtesten jungen Frauen gehalten hat und nun ein mediokres Leben an der Seite eines Mannes führt, den sie nicht liebt und der sie nicht liebt. Da ist Nabil, genannt Bulbul, der einst große Ideale hatte, dem aber der Mut fehlte, diese zu leben und sich nur noch nach der Ruhe des angepassten Lebens eines braven Angestellten sehnt. Und da ist Hussain, auf dem einst die Hoffnungen des Vaters ruhten, der aber vor langer Zeit mit diesem gebrochen hat. Wohl auch, weil er die Lebenslügen des Vaters nicht mehr ertragen wollte.

Khalifa ist ein großartiger Roman über das heutige Syrien gelungen mit literarischen Bildern, die dem Leser lange im Gedächtnis bleiben. Fein beleuchtet er, dass Lebenslügen nicht nur aus der individuellen Unfähigkeit entstehen, sich daraus zu befreien, sondern auch ihren Grund in einer Gesellschaft haben, die nicht nur seit Jahrzehnten von einem autoritären Regime beherrscht wird, sondern auch nach den starren Regeln einer Kultur der Scham und der Ehre lebt.

Der Roman kann als eine Kritik an einer Gesellschaft gelesen werden, die es nicht schafft, sich aus all diesen Zwängen zu lösen. Er hat das Potenzial, noch lange im Leser nachzuhallen.

Katja Dorothea Buck

Simon Jacob
Peacemaker – Mein Krieg. Mein Friede. Unsere Zukunft
Herder, Freiburg 2018
219 Seiten
20,00 Euro

Eigene Positionen überdenken

Simon Jacob gilt als Experte in Sachen verfolgte Minderheiten im Nahen Osten. Als Vorsitzender des Zentralrats der Orientalischen Christen in Deutschland hat er sich bis in höchste politische Kreise einen Namen gemacht. In „Peacemaker“ berichtet er von seinen Reisen in die Län-

der der Region. Das Buch ist allerdings keine Sammlung von Reportagen. Der Untertitel „Mein Krieg. Mein Frieden. Unsere Zukunft“ deutet darauf hin, dass in dem Buch viel Selbstreflexion steckt. Jacob ist aramäischer Christ. Seine Familie stammt aus der Südosttürkei. Als kleines Kind ist er in den 1980er Jahren nach Deutschland gekommen. Entsprechend identifiziert er sich mit den heute Verfolgten in den Kriegsgebieten.

Besonders hilfreich sind Jacobs Ausführungen zum orientalischen Clanwesen, dessen Loyalitäten und Machtstrukturen sich durch alle Bereiche des familiären, gesellschaftlichen und politischen Lebens ziehen. Nur wer dessen Regeln verstehe, könne die Vorgänge im Nahen Osten richtig einschätzen. Ernüchternd ist indes der Schluss, zu dem Jacob in Hinblick auf einen potenziellen Regime Change kommt. Das patriarchale Clanwesen sei mit einem autoritären Regime kompatibler als mit einer liberalen Demokratie.

Für den westlichen Leser mag es irritierend sein, wie ausführlich er über christliche Milizen in Syrien schreibt und sie immer wieder an der Front besucht. Aus seiner Bewunderung für diese „Helden“, macht er keinen Hehl. Doch was will man Jacob entgegnen, wenn er schreibt, dass man mit Dschihadisten, die in ihrem Gegenüber nur Abschaum sehen, nicht mehr diskutieren kann? Auch gegen sein Plädoyer für Waffenlieferungen an gefährdete Minderheiten lässt sich nur wenig sagen, solange niemand diese Minderheiten vor dem Wüten der Fanatiker schützt.

Jacob ist es hoch anzurechnen, dass er die Welt nicht in gute Christen und böse Muslime einteilt. Er sucht nach Menschen, die aus diesem Klischee fallen, wie zum Beispiel der Chef eines einflussreichen sunnitischen Clans, der sich bewusst den christlichen Milizen angeschlossen hat, um ein Zeichen zu setzen für die kulturelle und ethnische Vielfalt im Nahen Osten, die gefährdeter denn je ist.

„Peacemaker“ zwingt zum Überdenken eigener Positionen. Genau deswegen ist das Buch ein wichtiger Beitrag zur aktuellen Debatte über den Nahen Osten.

Katja Dorothea Buck

BRIEFE AN DIE REDAKTION

Wir freuen uns über Rückmeldungen von Leserinnen und Lesern. Lob und auch Kritik bringen uns in unserer Arbeit am Schneller-Magazin weiter. Aus Platzgründen müssen wir uns allerdings Kürzungen der Zuschriften vorbehalten.

Zu Schneller-Magazin 3-2018

Danke für das Schneller Magazin, das ich aufmerksam gelesen habe. Wie spricht mir doch Ihre Darstellung der Situation hier in Syrien aus dem Herzen. Die deutschen Medien, vorzugsweise das Fernsehen, hüllen sich in Schweigen. Mein Mann und ich leben im Süden des Landes. Wir kamen just am Tage des unvorstellbaren, nicht zu beschreibenden Massakers an der Bevölkerung unseres Landkreises durch den IS aus Deutschland zurück. Soueida lag tagelang in Schockstarre. An die 300 Menschen mussten ihr Leben lassen, bestialisch hingeschlachtet. Auch darüber gab es kaum eine Meldung in den Medien.

Gabriele Hamzé, Soueida (Syrien)

Vielen Dank für die vielen und ausführlichen Berichte über die Situation in Syrien! Aber über das, was Frau Dr. Nothnagle schreibt, war ich doch etwas erstaunt. Sie beschreibt, wie die Situation bei ihrem letzten Besuch in Damaskus 2010 war. In Damaskus herrschte ihrer Schilderung nach damals Aufbruchstimmung, und es gab viele Menschen, die neugierig auf Besucher aus dem Westen waren.

Und dann beschreibt sie die Situation, die sie jetzt dort erlebt hat mit ums Überleben kämpfenden durch diesen Krieg verarmten Menschen und auch von der inzwischen sehr schwierigen Situation der Christen im Land. Und dass ihr Versuch, ihre Meinung ihren syrischen Gesprächspartnern nahezubringen, von diesen als westliche Einmischung betrachtet wurde.

Was mir in dem Bericht fehlt, ist eine Erklärung für diese Veränderung in Syrien. 2010 hieß der Präsident Bashar al-Assad, der nach seinem Amtsantritt begonnen hat, Reformen durchzuführen und auch Gespräche mit Oppositionellen im Land geführt hat. Das hatte zu dieser von Frau Nothnagle beschriebenen Aufbruchstimmung bei ihrer Reise 2010 geführt.

Bashar al-Assad ist immer noch Präsident. Was ist also geschehen? Wer trägt die Verantwortung für diesen Krieg, der ausbrach, obwohl die überwiegende Mehrheit der syrischen Bevölkerung bei Kriegsbeginn durchaus mit der Situation im Land zufrieden war? Wir wissen ja inzwischen, wie viele Staaten da von außen eingegriffen und Waffen, aber auch Söldner geschickt haben. Bevor Russland sich in diesen Krieg eingemischt hat, haben übrigens sage und schreibe schon 14 Staaten Syrien bombardiert.

Frau Dr. Nothnagle wundert sich, dass die Menschen, mit denen sie in Syrien gesprochen hat, hoffen, dass das Land durch die Regierungstruppen bald befriedet wird und „dass sich die „Rebellen" früher oder später geschlagen geben." Warum wundert sie sich über diese Friedensehnsucht? Es ist doch bekannt, dass auch die meisten syrischen Christen hoffen, dass das Land nicht zum Kalifat wird und dass sie unter Bashar al-Assad ganz gut leben konnten. Und warum setzt Frau Nothnagle den Begriff Rebellen in Anführungsstriche? Es sind zum größten Teil wirklich islamistische Rebellen, die hier in Deutsch-

land vermutlich als Gefährder eingestuft würden. Dass sie sehr oft von den USA, Israel und anderen westlichen Staaten geschützt werden, ist eine Schande!

Monika Auener, Berlin

Zu Schneller-Magazin 4/2018

Durch den früheren Direktor der Schneller-Schule in Amman, Pfr. Dr. Hartmut Brenner, und auch durch Prof. Sundermeier bin ich auf die neue Ausgabe des Schneller-Magazins hingewiesen worden. Ich bin in einer ähnlichen Situation wie Pfr. Hanna Josua, allerdings habe ich es mit Konvertiten aus dem Iran zu tun. Ihre Situation ist aber nicht ganz mit den arabischen Christen in Württemberg vergleichbar.

1. Die meisten Perser kommen schon aus Untergrund- bzw. Hauskirchen und bringen etliche Bibelkenntnisse mit, sind herzens-bekehrte Menschen, lieben Jesus und wollen sich möglichst bald taufen lassen, weil dies im Iran streng verboten ist und für den Täufling sowie den Taufenden meist fatale Folgen hat.
2. Die Iraner, die mit großem Interesse in unsere Kapellengemeinde in der Heidelberger Altstadt kommen und unsere wöchentliche persische Bibelstunde besuchen, haben das große Erlebnis der Erstbegegnung mit einem offenen fröhlichen Gottesdienst, wo Männer neben Frauen sitzen, wo Klavier und Orgel erklingen, wo eine Gemeinde laut singt und nachher Kaffee getrunken wird. Die Iraner sind überwältigt von diesem Erlebnis, kommen und harren aus und staunen. Manchmal haben wir 30 bis 40 Iraner im Gottesdienst – dabei wird meist nur die Lesung oder der Predigttext in Farsi vorgelesen, die Predigt wird nicht übersetzt. Ich staune immer wieder über diese äußerst respektvolle Haltung: innere Teilnahme ohne die von uns so erwartete rationale Verarbeitung: Fragen/Zweifel/Widerspruch.
3. Die Iraner sind fast alle Asylbewerber und werden meist nach 3 bis 4 Wochen, nach der entscheidenden Befragung (oft 3 bis 5 Stunden!) verlegt. Kaum kennen wir uns, sind miteinander ins Gespräch gekommen, werden wir auseinandergerissen. Meist geht es für sie erst nach Mannheim in ein großes Camp. Zwar gibt es auch in Mannheim für sie eine geistliche Anlaufstelle, die Paul-Gerhard-Gemeinde in der Neckarstadt. Pfr. Schubert hält dort oft zusätzliche Gottesdienste mit einem Dolmetscher. Doch nach dieser zweiten Freundschaft mit einer Kirche droht bereits die nächste Verlegung. Deswegen bitten viele sehr dringlich um die Taufe. So hat Pfr. Schubert während der letzten Jahre viele Perser getauft. Doch er verliert sie nach einigen Monaten wieder. Nur eine Minderheit wird politisch anerkannt und versucht im Raum Mannheim zu bleiben. Fast alle der Abgelehnten erheben Klage gegen den Bescheid, müssen ewig auf ihre Verhandlung warten und werden wieder verlegt. Die gerade entstandenen Gruppen werden wieder auseinandergerissen, nach Donaueschingen, Bruchsal, Sigmaringen, Ellwangen etc. – Diaspora pur.
4. Die von Pfr. Josua zurecht geforderte mindestens einjährige Teilnahme an einer Gemeinde ist angesichts solcher Verlegungen und der allgemeinen Verunsicherung kaum zu leisten. Vor allem tun sich unsere Gemeinden äußerst

schwer im Gewinnen von Mitarbeitern für eine solche Betreuungsaufgabe. Selbst Pfarrer im Ruhestand tun sich damit offenbar schwer. Die einen wollen endlich ihre Freiheit genießen und sich nicht durch eine Aufgabe binden, andere trauen es sich nicht zu, weil sie angeblich die Hintergründe nicht kennen oder sich sprachlich unsicher fühlen, und Englisch nicht genug beherrschen.

Die Lage der meisten persischen Asylbewerber verschlechtert sich von Monat zu Monat. Menschen, die ich kurz nach ihrer Ankunft gesund und optimistisch erlebt habe, erkranken – bis hin zur Psychiatrie. Manche erleiden auch hier eine Art von Verfolgung, wenn sie in einem Camp mit Muslimen zusammenleben müssen, sich aber als Christen bekennen. Sie sind damit isoliert und der Verachtung ausgesetzt, etwas was ein gebürtiger Deutscher nicht versteht.

Wir brauchen nicht nur eine Reform des Lager- und Asylsystems, wir brauchen auch persische Seelsorger. Ich kenne mindestens zwei, die zu solchem Dienst in der Lage wären, der eine ist Psychologe und war in Iran als Berater und Psychotherapeut aktiv. Aber unsere Landeskirche ist nicht direkt bemüht, hier Hilfe zu schaffen. Sie hat zwar etliche Stellen für den Bereich Migration im Evangelischen Oberkirchenrat Karlsruhe geschaffen – für die Bürokratie ... aber Leute vor Ort? Menschen, die mit Konversionswilligen essen und schwätzen? Die braucht es. Und es ist meine Sorge, dass wir davon viel zu wenige haben.

Pfr. i.R. Helmut Staudt,
Gaiberg bei Heidelberg

134. Jahrgang, Heft 1, März 2019

Herausgeber: Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS) in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Redaktion: Katja Dorothea Buck (verantwortlich), Dr. Uwe Gräbe

Titelfoto: EMS/TSS

Anschrift: Vogelsangstraße 62
70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -39
Fax: 0711 636 78 -45
E-Mail: evs@ems-online.org
www.evs-online.org
Sitz des Vereins: Stuttgart

Gestaltung: B|FACTOR GmbH
Druck: Kohlhammer Druck
Auflage: 12.300

Kontaktadresse Schweizer Verein für die Schneller-Schulen im Nahen Osten (SVS): Pfr. Ursus Waldmeier, Rütmattstrasse 13, CH-5004 Aarau
PC-Konto: 40-11277-8
IBAN: CH05 8148 8000 0046 6023 2
info@schnellerschulen.org
www.schnellerschulen.org

Das Schneller-Magazin erscheint vier Mal jährlich. Der Bezugspreis ist sowohl im EVS-Mitgliedsbeitrag als auch im SVS-Jahresbeitrag enthalten.

Das Schneller-Magazin gibt es im Internet auch auf Englisch

www.ems-online.org/en/schneller-magazine

SCHNELLER

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) ist Mitglied in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -39
Fax: 0711 636 78 -45
E-Mail: evs@ems-online.org

ems Evangelische Mission in Solidarität

Spenden für den EVS:
Evangelische Bank eG
IBAN: DE59 5206 0410 0000 4074 10
BIC: GENODEF1EK1

Zustiftungen für die Schneller-Stiftung:
Evangelische Bank eG
IBAN: DE09 5206 0410 0000 4074 37
BIC: GENODEF1EK1

Die Schneller-Schulen sind auf Ihre Spende angewiesen.

Wir freuen uns, wenn Sie die Arbeit der Schneller-Schulen unterstützen.

Besuchen Sie uns im Internet
www.evs-online.org

Denn unser Wissen ist Stückwerk,
und unser Weissagen ist Stückwerk. 1. Kor. 13,9

EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

FSC www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C016267